

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 45 (1941-1942)  
**Heft:** 14

**Artikel:** Wieder im Dienst  
**Autor:** Steenken, Edouard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-671068>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 04.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„Sicher hatte man nie vorher in der ganzen Geschichte von Ausgrabungen so Wunderbares gesehen, wie uns jetzt das Licht unserer elektrischen Lampe enthüllte. Einen ungefährnen Begriff davon kann sich der Leser mit Hilfe der Photographien machen; doch diese Aufnahmen wurden erst gemacht, als das Grab geöffnet und elektrisches Licht eingerichtet worden war. Er mag sich vorstellen, wie sie uns erschienen, als wir von unserem Guckloch in dem zugemauerten Eingang auf sie hinabschauten und den Lichtstrahl unserer Lampe — das erste Licht, das seit dreitausend Jahren die Dunkelheit der Kammer durchdrang — von einer Gruppe zur andern wandern ließen mit dem vergeblichen Versuch, uns den Schatz zu deuten, der vor uns lag. Die Wirkung war verwirrend, überwältigend. Wir hatten uns, glaube ich, nie genau überlegt, was zu sehen wir hoffen konnten; jedenfalls hatten wir uns nie von etwas Ähnlichem träumen lassen, eine ganze Kammer — ein ganzes Museum, so schien es uns — voller Sachen, die teils bekannt, teils von einer Art, wie wir sie noch nie gesehen hatten, in scheinbar endlosem Überfluß aufeinandergehäuft waren.

Allmählich wurde das Bild klarer, und wir

konnten einzelne Gegenstände unterscheiden. Da standen zuerst, uns gerade gegenüber — wir waren uns ihrer die ganze Zeit bewußt, konnten es aber nicht glauben — drei große vergoldete Bahren, deren Seiten in der Form von Tierungeheuern geschnitten waren, mit merkwürdig abgeschrägten Körpern, wie es für die Zwecke nötig war, denen sie dienten, aber mit Köpfen von erstaunlicher Natürlichkeit. Tiere waren es, die einem zu jeder Zeit unheimlich vorkommen mußten; sie machten aber einen geradezu erschreckenden Eindruck, wie wir sie sahen, als unsere elektrische Lampe, gleich einem Blitzlicht, ihre glänzenden goldenen Oberflächen aus der Dunkelheit hervorzauberte, wobei ihre Köpfe auf die Wand dahinter ungeheuerlich verzerrte Schatten warfen. Dann erweckten und fesselten rechts davon zwei Standbilder unsere Aufmerksamkeit: zwei lebensgroße Statuen eines Königs in Schwarz, die sich wie Schildwachen gegenüberstanden, mit goldenen Sandalen, mit Keule und Stab und mit der schirmenden heiligen Schlange an ihrer Stirn. Das waren die Hauptgegenstände, die uns zuerst in die Augen fielen.

Bilder aus: Carter, „Tut-en-ch-Amun“

## WIEDER IM DIENST

Dieses „Wieder im Dienst“, den Turnus von freiem zivilen Leben und militärischer Disziplin, haben schon Hunderttausende erlebt. Alle jene, die außerhalb dieses rhythmischen Wechsels stehen, mögen das im allgemeinen für eine längst ins öffentliche Bewußtsein eingegangene Gewohnheit halten. Das feldgraue Kleid unserer Soldaten, die Tatsache der ständigen „Gefechtsbereitschaft“, ist ein Teil unseres öffentlichen Lebens geworden. Das soldatische Element schlechthin nimmt keinen irgendwie festlich-dominierenden Platz mehr ein. Es ist kommun, notwendig, allgemein geworden. Und das ist gut so. Für den Aktiven ist aber der Wiedereintritt in den Dienst, er mag sich noch so oft wiederholen, anders. Schon solch ein lieblicher orangefarbener Marschbefehl bedeutet immer einen Abschnitt im bisherigen zivilen und familiären Kreis. Die nächsten Tage stehen schon ganz unter dem Bann der Veränderung. Ver-

fügungen werden getroffen, die Frau über dieses und jenes instruiert — bis der Tag des Einrückens da ist.

Das erste, was auf einem Marschbefehl stutzig machen kann, ist der neue Standort der Truppe, der beispielsweise irgendeinen kleinen Flecken im Thurgau bezeichnet. Eine gänzlich neue Gegend für den Soldaten. Irgendwo muß er den Zug wechseln. Die Landschaft wird neuartig, soweit nördlich war er noch nie. Welch schöne Wälder dieser Teil des Kantons hat! In Schwüngen übergießen sie das Land. Dörfer mit weißen, schlanken Türmen tauchen auf.

Der Wall der Hochalpen ist längst versunken. Die rauschenden Bäche „oben“, sind hier Flüsse geworden, ihre Musik ist leiser, artiger, ihr Trost gebrochen. Sie murmeln nur noch und haben bald ihre größeren Brüder erreicht, in die sie elegisch einmünden.

Hört der Einrückende genauer, schaut er den Leuten im Kupee „aufs Maul“, da dünt ihn auch die Sprache milder, verträumter, gelassener. Mit Felsen, Lawinen und engen Steilhängen haben die hier nichts zu tun.

Aber da kommt wahrhaftig der Linder Hans, sein alter Dienstkamerad, schaukelnd, mit hochbepacktem Tornister, durch den Gang auf ihn zu, und die Träumerei hat ein Ende.

Rede löst Gegenrede ab. Und der Linder weiß soviel mehr als er! Zuerst haben sie einen neuen Oberleutnant, der alte wurde in den Generalstab versetzt, der lange Fourier S. hat sich letzten November das Bein gebrochen, ja, und der Wachtmeister R. ist immer noch Herrscher und Meister der Küche. Ganz plötzlich hat man seinen Bestimmungsort erreicht.

Man meldet sich auf dem Stabsbüro, die Stiefel schlagen aneinander, bezieht das Kantonement, drückt kritisch den Strohsack und ist in wenigen Stunden wieder in die Atmosphäre eingetaucht, verwandelt, ein winzig-williges Rädchen in der mächtigen militärischen Organisation.

Bei den verschiedensten Waffenträgern und Kategorien mag sich das Wiedereinrücken so oder so abspielen — das Verwundern, das Verarbeiten des anfänglich immer wieder Neuen ist ja nur auf der Seite des einzelnen. Das tätige Leben der Armee, in so und so viele winzige Sektoren aufgeteilt, ging weiter. Raum sichtbar vielleicht für den Außenstehenden und doch rege, tätig, geladen, voll Aktivität, experimentierend, Neues erprobend, Altes verwerfend.

Bei uns im Hilfsdienst war es nicht anders. Die frisch angelommene Ordonnanz rennt zum Telefon, schaut während des Anrufes kritisch die neue Offiziersliste an und rennt schon mit brülender Stentorstimme weiter, um den gewünschten Mann an den Apparat zu bekommen.

Seit einem halben Jahr habe ich die Kameraden nicht gesehen, nun sitzen wir alle wieder hinter unseren Tischen. Der W. macht nach wie vor seine kalligraphischen Schnörkel ins Journal für Ersatzbegehren. Der saloppe A., im Zivil Drogist, elegant auch mit der Armbinde, fertigt wie immer die Kuriere ab, T. operiert schon wieder an seinem Verbifältigungsapparat — einer aber fehlt — das merken wir am Abend, als der Dienst zu-

sammenschrumpft und nur noch drei Gestalten den langen Raum beleben.

Dieser Fehlende weilt nicht mehr unter den Lebenden. Einer will von einem tragischen Selbstmord wissen. Wirral, Dämonie des Lebens. Was wissen wir oft vom internen Kreis unserer Kameraden? Bekommt hier nicht mancher im Dienst eine andere Physiognomie und steht ausschließlich unter dem Gesetz, dem gerechten, schönen, aber zuweilen auch harten Gesetz der Kameradschaft? Ein rasselnder Telephonanruf. Das Leben geht weiter! Zuerst weiß man gewöhnlich nichts. Wozu sind soviel einberufen? Aha, ein Manöver steht in Aussicht. Am Vorabend rüden sogar die selten bemühten Chiffreure ein. Händeschütteln, ein Lächeln, eine murmelnde Frage! Doch hat das Jahr 1939 schon sagenhaften Glanz. Damals kampierten wir in einem regelrechten Schloß, hoch über dem Fluss, Sommer, roter, funkelder Sommer war es, am Abend konnte man die Soldaten am Ufer singen hören. Einer von unsren Hilfsdienstlern fing einen kiloschweren Hecht. Tempi passati. Eine romantische Epoche.

Unser jetziger Kommandoposten ist nüchtern, sachlich, weiße leere Wände, Schreibmaschinen, Verbifältigungsapparate, glatte Tische, die die notwendigsten Gegenstände tragen.

In den nächsten Tagen ist es wie in einem Bienenhaus. Die Schwadronen ringsum reiten... Meldungen kommen, gehen... Kuriere mit verschwitzten Gesichtern gehen ein und aus. Zu allem Überfluss fällt mitten in die märzlich-zärtliche Welt noch Schnee. Unsichtbar für uns manövrierten die Einheiten und motorisierten Abteilungen. Drei von unsren Hilfsdienstlern mit kleinen Reiseschreibmaschinen sind ausersehen, die Kampfhandlungen zu begleiten; drei Tage sind sie fort. Aber dann stürzen sie eines Nachmittags wieder ins Büro, rotgefroren, in diclen grauen Mänteln, die Müzen tief über die Ohren. Einer lacht: „Es war großartig, lebendige Strategie, das ist Leben und einmal etwas anderes als Befehle abschreiben und kopieren!“

Der Oberst lobte, die Offiziere sind aufgeräumt. Das Manöver ist aus. Irgendwo, fern, reiten die Schwadronen in ihre neuen Quartiere ein. Wieder kommen Meldungen, der Pferdearzt wird verlangt, Musik zieht auf, gelbes Geleucht

über feisten braunen Pferderücken. Der Oberst, klein, energisch, aber voller Unmut, kommt herunter, hält vor den Leuten auf Nasenlänge und spricht zu ihnen ein paar väterlich-strenge Worte.

Und weiter geht es. Bis eines Tages auch mein Dienst quittiert ist. Die Einheit wird zwar entlassen, sogleich aber wieder durch eine andere ersetzt. Schon tauchen neue, fremde Gesichter auf. Unsere Akten wandern in feldgraue Kisten; die gleich darauf speditiert werden. Neue Kisten dagegen rollen an und stehen mächtig gewichtig

mittten im Korridor. Morgen beginnt ein Gasfurs. Neue Rufe, Befehle, Gesichter, immer mehr. Wir sind fertig, haben unsere Soldabrechnungen in der Tasche und nehmen den Weg nach dem Bahnhof unter die Füße.

Die Armee aber wacht, ununterbrochen, voll mystischer Betriebsamkeit. In ihr schlägt das Herz des Volkes.

Ein letzter Handschlag, ein freundlicher Gruß: „Chum dänn guet hei!“ Der Zug fährt. Wann sehen wir uns wieder? Edouard Steenkens.

## Das gestörte Stelldichein

Es war in den Jahrzehnten vor der französischen Revolution im Kanton Graubünden üblich, daß die wehrfähige Mannschaft von Chur und Maienfeld von Zeit zu Zeit zu einer Musterung aufgeboten wurde, wo sie in den Übungen des gewöhnlichen Drills unterwiesen und mit dem damaligen Kriegshandwerk einigermaßen vertraut gemacht wurde. Da pflegten denn die Herren Drill-Leutnants tagsüber stolz vor den Truppen auf und ab zu spazieren und ihren Säbel eindrucksvoll befehlsmäßig zu schwingen, während sie an den Abenden gern an den Schößen der sittsamen Churer Töchter hingen.

Nun war zu der Zeit in der Stadt Chur ein Töchterlein, so jung und schön, mit Wangen so rot und frisch, daß einem das Herz im Leibe lachte, wenn man es anschaut. Das hatte einer der Herren Drill-Leutnants auch gar bald entdeckt und begann ihm nachzustreichen wie der Kater der Katze im Frühjahr. Das Töchterlein war zwar kein vornehm Bürgerkind, die hätten sich weiß wunders was gedünkt, wenn sie ihnen geglichen hätten. Es war ein Bauernmädchen, aber so witzig und schlagfertig wie selten eine andere Tochter der Stadt.

Als darum der schicke Herr Leutnant mit weißen blitzblanken Hosen, roter Jacke und roten Gamaschen angetan, den Dreispitz kühn auf den Kopf gesetzt, schon am ersten Abend, als er das schöne Mädchen beim Wasserholen an einem Brunnen entdeckte, sich neben es stellte und in etwas unbeholfener und trockener Weise vom Wetter zu reden anfing, wie es jetzt allen wohlwolle, ihm, den Soldaten und den Stadtleuten,

antwortete das Mädchen spitz: „Der Herrgott lasse in gerechter Weise seine Gaben allen zusammen.“ Worauf der schon mutiger gewordene Caresseur anfing, an ihr hätte es der liebe Herrgott aber gar gut bewiesen, wie wohl er es mit ihr meine. „Warum?“, fragte das Mädchen schlau. „Oh, ihr seid doch das schönste Mädchen in der Stadt, der Sonne wundervollem Glanz vergleichbar und das edelste Menschenkind, das der Erdboden trägt.“ Das Mädchen, es hieß Anna Margareta, lachte. Worauf der Herr Leutnant ihr anerbte, sie ein Stück Wegs bis zu ihrem Haus begleiten zu dürfen und gar beflissen und eifrig neben ihr her stiefelte. Der Weg zum Haus war nicht weit, und als andere Leute sich zeigten, verabschiedete sich der Leutnant mit der Bitte, später wiederkommen zu dürfen. Schnell gelang es ihm noch, sie zu fragen, wo ihr Zimmer liege. „Hinten hinaus, Herr Leutnant, über dem Brunnen,“ sagte das Mädchen und huschte ins Haus.

Welch eine glückliche Botschaft für den Herrn Drill-Leutnant. Nach des Tages Müh und Lasten abends bei der schönsten Tochter rasten. Er dünkte sich der bevorzugteste Mann der ganzen Kompanie, da ihm dieser Mädchenfang gelungen.

Aber wie oft kommt etwas anders als man denkt. Der Bruder der schönen Anna Margareta hatte das Gespräch hinter einem Baume stehend erlauscht, und wiewohl er wußte, daß es seiner Schwester mehr ums Lachen, nicht um die Liebe zu dem Galan war, beschloß er doch, dem Leutnant einen Denkzettel anzuhängen. Dazu versicherte er sich aber der Hilfe der übrigen Burschen